Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 17 (1960)
Heft: 5

Artikel: Gespräch mit einem Indianer
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-969496

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

erfreuten, und sie fanden heraus, daß eine unerläßliche Bedingung dazu Tätigkeit und harte Arbeit ist. Der russische Bericht lautet: «Wenn diese Aktivität aufhört, bedeutet es das Ende der gesunden Grundlage». Gerne möchten wir hierauf vielleicht erwidern, daß es sich bei diesen Russen ja um Slawen und auch um Asiaten handelt, die zäher sind und allgemein härtere Arbeit verrichten müssen als wir, aber, schließlich sind die biologischen Regeln doch bei allen Menschen gleich. Die Erbmasse und die Voraussetzungen sind vielleicht anders, aber für alle gilt die Regel, daß gesunde Betätigung, und zwar möglichst im Freien, notwendig ist, um gesund bleiben zu können.

In der heutigen Zeit der Managerkrankheit ist es meist üblich, morgens nach dem Aufstehen rasch zu essen, ins Auto zu sitzen, um ins Büro zu fahren, wo hastig all die vielen unerfreulichen, aufregenden Geschäfte erledigt werden, worauf der kurze Unterbruch der Mittagszeit eine schnelle Heimfahrt ermöglicht, um wiederum rasch und hastig zu essen, bevor man erneut im Büro der gleich angespannten Tätigkeit obliegt. Abends fährt man wohl erneut nach Hause, speist gut und reichlich, sucht vielleicht noch das Stammlokal auf, um sich durch einen starken Kaffee aufzumuntern oder weilt sonst irgendwo sitzend bei einem zerstreuenden Vergnügen, um nachts möglichst spät mit all den aufregenden Eindrükken des Tages ins Bett zu gehen, wo man alles reflektorisch wieder erlebt, was das hastige Leben mit sich brachte, sei es unbewußt im Traum oder infolge Schlaflosigkeit auch völlig bewußt.

Auffallend ist nun auch die Mitteilung in der erwähnten Zeitschrift, daß sich unter 6000 Leuten, die mehr als hundert Jahre alt geworden sind, kein einziger Junggeselle und keine alte Jungfer vorgefunden hat. Daraus mag hervorgehen, daß als Lebensreserve neben einer vorzüglich konstitutionellen Grundlage auch eine gute Keimdrüsentätigkeit notwendig ist, um ein hohes Alter erreichen zu können. Allerdings darf man diese Kräfte nicht mißbrauchen, sondern muß sie geschickt im Sinne einer ausgeglichenen Lebensweise in Erscheinung treten lassen. Daß nun gerade in Amerika diese Veröffentlichung in einer Reformzeitschrift erschien, ist sehr bezeichnend, denn besonders in diesem Lande verlernen die Menschen das Gehen und das körperliche Arbeiten immer mehr, denn die Technisierung ersetzt die Muskelkraft. Dies ist einesteils zum Vorteil, da die Menschen dadurch geschont werden. Als Ausgleich sollte nun aber ein gesunder Sport oder eine angenehme Betätigung im Freien erfolgen, damit man sich wenigstens während der Freizeit genügend Bewegung verschaffen kann. Dies geschieht aber leider in der Regel nicht. Der Sport, den man betreibt, besteht vielleicht darin, daß man ins Motorboot sitzt, indem man über die Seen und über die Wellen des Meeres dahinrast, oder man fährt in seinem Auto im Eiltempo blind durch die schönsten Gegenden, benützt abwechslungsweise wohl auch das Flugzeug, um in noch rascherem Tempo ans Ziel gelangen zu können, und immer spärlicher gebraucht man bei dieser gesteigerten Schnelligkeit mehr seine eigenen Beine.

Wollten wir die Hundertjährigen bei uns nun einmal fragen, wie sie ihr Leben verbracht haben, dann würden wir wohl durch sie zum gleichen Ergebnis, wie wir es zuvor erwähnten, gelangen. Ein einfaches, natürliches Leben war auch bei ihnen Voraussetzung ohne übermäßiges Essen und Trinken, fern von jeglicher Schlemmerei, aber auch nicht aufgerieben durch einseitig geistige Anstrengungen ohne den notwendigen körperlichen Ausgleich. Aus der Betrachtung ist bestimmt ersichtlich, wie nützlich naturgemäße, einfache Lebensweise mit genügend Bewegung und Tätigkeit in gesunder und frischer Luft ist.

Gespräch mit einem Indianer

Interessante Feststellung

Wenn wir Gelegenheit haben mit Indianern zusammenzukommen, die sich dem kulturellen Leben noch nicht angeschlossen haben, es aber von ihrem Gesichtspunkt aus betrachten, dann kann sich mit Hilfe

eines Dolmetschers oft ein interessantes Frage- und Antwortspiel mit ihnen ergeben. Aus diesem geht dann ihre ganze, oft äußerst kindliche Einstellung hervor, die manches Problem vorurteilsfrei beurteilt, sodaß es kein Wunder ist, wenn jene von ihnen, die mit der Wahrhaftigkeit in Berührung kommen, auch bereit sind, diese mit hingebungsvoller Liebe zu ergreifen und den Irrtum der Ueberlieferungen fallen zu lassen. Dies kommt weit eher bei diesen unvoreingenommenen Naturkindern vor als bei uns, die wir durch allerlei Berechnungen dem geistigen Fortschritt nur allzu oft hindernd im Wege stehen.

Da ich gern mit den Kindern der Wildnis Fühlung nehme, um ihre Einstellung kennenzulernen, habe ich dann und wann mit ihnen Gespräche geführt. Eines davon ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Ich wollte wissen, ob sich auch der Indianer weigert oder gar schämt, über seine religiöse Einstellung mit mir frei und offen zu sprechen, wie ich dies meist bei uns erlebt habe, und zwar in der Regel, weil so mancher von uns überhaupt im Zweifel ist über das, was er glauben soll und will. Nicht so der Indianer, den ich fragte: «Welches ist die größte Macht, die es gibt?» Prompt gab er mir seine zwar heidnische Ansicht bekannt, indem er antwortete: «Die Sonne, denn sie ist der männliche Ausdruck der Gottheit. Sie gibt Kraft und Wärme». Als ich ihn nach der zweitgrößten Macht fragte, lautete seine Antwort: «Die Erde, die der mütterliche Teil der Gottheit ist und von der Sonne befruchtet wird, damit sie Pflanzen hervorbringen kann, die zum Nutzen, zur Freude und zur Nahrung dienen». Nach dieser Antwort ging ich auf alltägliche Fragen über, denn ich wollte wissen, ob er sich in seiner Umgebung wohlfühle. Auf meine Frage: «Liebst du den Urwald?», erwiderte er denn auch voll zufrieden: «O ja, denn er ist meine Heimat.» «Aber ist es dir nicht zu still und einsam in dieser Heimat?» Kopfschüttelnd entgegnete er auf diese Frage: «Seit meiner Kindheit sind mir die Stimmen des Urwaldes vertraute Musik.»

Erfreuliche Furchtlosigkeit

Diese Antwort verriet mir wertschätzende Liebe, aber gleichwohl wollte ich nun noch wissen: «Hast du im Urwald nie Angst?» Schlagfertig lautete die richtige Antwort: «Vor einem Freund, mit dem man vertraut ist, hat man doch keine Angst!» «Aber er beherbergt doch gefährliche Schlangen und Tiger! Fürchtest du dich nicht wenigstens vor ihnen und vor den Krokodilen, die den Fluß unsicher machen?» Sachlich gab mir der ruhige Indianer hierauf zur Antwort: «Die Tiere haben ihre Wege, die man nicht kreuzen darf, und sie gehören zum Urwald wie die Blumen.»

Gab es denn nichts, was diesen gelassenen Menschen erschrecken konnte? Vielleicht fürchtete er sich doch wenigstens davor, krank werden zu können? Aber nein, er meinte nur: «Krankheiten sind unsichtbare Pfeile, die den einen treffen, den andern aber verschonen.» «So schrecken denn auch sie dich nicht?» war meine erstaunte Frage. «Warum? Sie sind Schicksal, und manchmal kann auch der Medizinmann helfen.» Aber da ist doch auch noch der Tod, vor dem diesem lebensbejahenden Manne sicherlich bangte! — Wieder schüttelte er entschieden den Kopf. «Warum auch? Niemand weiß, wann er kommt!» — Aber die Ungewißheit, was nach dem Tode mit ihm geschehen möchte, war vielleicht ein Grund für ihn, im Stillen doch ein wenig bange zu sein? Doch auch diese Frage berührte ihn kaum, denn er war der Meinung, daß er alsdann zu den Ahnen in das Land der Väter gehen werde. Auf die Frage, wo denn aber dieses Land sei, sagte er achselzuckend, daß alle, die dort seien, es wüßten. Wenn auch seine Ansicht mit dem biblischen Begriff des Todes, dem Zurückkehren zum Staub der Erde und dem zukünftigen Auferstehungsglauben nicht übereinstimmte, freute ich mich doch darüber, daß er sich wenigstens nicht vor irgend einer heidnischen Qualtheorie ängstigte, wie dieser sogar in unserer aufgeklärten Christenheit noch größtenteils gehuldigt wird. Mit der Frage: «Liebst du den Fluß?», schwenkte ich nun wieder zum Alltag über. «Wie sollte ich nicht», lautete seine begeisterte Antwort. «Er ist die Schwester des Urwalds und ist mein zweites Leben, denn er trägt mich überall hin. Das Lied seiner Wellen ist lieblich. Die Sonne leuchtet am Abend auf

der Fläche seines Wassers. Er gibt Leben und Nahrung.»

Gutes Beobachten und aufrichtiges Urteilen

Nun ging ich wieder auf religiöse Fragen über, denn ich wollte wissen, ob er auch die Religion der Weißen kenne, und ob er nicht ein Christ werden möchte. Er verneinte entschieden, weil er fand, daß die Religion dem Menschen helfen sollte, gut zu werden. «Ich habe gehört und erfahren, daß Christen oft hart und lieblos sind. Sie haben mehr Mühe, gut zu sein als wir, und ihr Wort ist kein Wort!» Das war seine entrüstete und ablehnende Erklärung. «Woher weißt du dies?» wollte ich wissen. «Als Inka ist mir bekannt, daß uns die Weißen unsere Nation und unsere Kultur zerstört haben. Sie waren auch wortbrüchig und ermordeten unsere Fürsten, trotz ihrer gegenteiligen Zusicherung des Schutzes.» — Ich kannte dies natürlich durch die geschichtlichen Berichte genau und drang nun mit einer neuen Frage auf ihn ein. «Kennst du die Bibel und gefällt sie dir?» «Seit kurzem gibt es eine in unserer Quechuasprache, aber ihr Weißen lebt nicht nach ihrem Rat und ihren Befehlen; für euch besitzt sie keine Kraft.» Als ich ihn nun frug, ob er Christus kenne, meinte er nur, er habe anders gehandelt, als seine heutigen Vertreter. Als ich darauf einging und ihm bestätigte, daß er seine Nachfolger gelehrt habe, selbst die Feinde zu lieben, entgegnete er schlagfertig: «Ja und ihr tötet sogar eure Freunde, bedrückt sie, nehmt ihnen ihre Güter und schont nicht einmal ihre Frauen und Kinder!»

In allem wußte doch dieser stille Mann Bescheid! Sonderbar, daß all diese Berichte bis in seine Einsamkeit drangen! «Glaubst du auch an Gerechtigkeit und ein Gericht Gottes?», wollte ich von ihm nun noch wissen. «Wenn ein solches kommt, wird es euch schwerer treffen als uns.» «Du magst recht haben, denn ihr mögt mehr Achtung vor der Liebe haben und dem Besitz nicht so ergeben sein wie wir! — Wenn aber alle die Liebe als höchstes Gesetz anerkennen und beachten würden, wären wir alle Brüder. Kriege und Rassenhaß wären unmöglich und Gottes Reich könnte ohne Gericht in Erscheinung treten.» Aufmerksam hörte der Indianer dieser Aeußerung zu und gelassen mit dem Kopfe nickend, bestätigte er mir seine Anerkennung. Meine Feststellung schien ihn sichtlich zu befriedigen. Von solcher Einstellung mag es nur ein kleiner Sprung sein, willig noch weiter in den wahren Sachverhalt einzudringen, um sich jene Erkenntnis anzueignen, die dem göttlichen Vorhaben entspricht, wenn sich diesem gegenüber auch der Großteil der Menschheit verschließen mag.

FRAGEN UND ANTWORTEN

Gallenerbrechen, Leberstörungen und Halsweh verschwinden

Die Schwiegermutter von Frau H. aus K. wandte sich letzten Sommer an uns, weil ihre Schwiegertochter unter Gallenerbrechen zu leiden hatte. Der Arzt hatte sie als gesund entlassen, da die vorhandenen Gallensteine zu groß seien, um Beschwerden zu verursachen und irgendwelchen Einfluß auszuüben. — Eine gründliche Urinanalyse ließ eine starke Leberstörung erkennen, der mit Podophyllum D 3, Natrium sulf. D 6 und Chelicynara begegnet wurde. Auch weißer Lehm war in Kamillentee einzunehmen. Zur Anregung der Nierentätigkeit war noch Nephrosolid in Nierentee anzuwenden. — Selbstverständlich mußte auch noch eine entsprechende Schondiät durchgeführt werden, unter Meiden von tierischem Eiweiß, Fetten, scharfen Gewürzen und Süßigkeiten. Heidelbeeren wurden als heilsam empfohlen, während andere Früchte weniger in Frage kamen. Als physikalische Anwendung wurden tagsüber feuchtheiße Wickel auf die Lebergegend verordnet, während über die Nacht Lehmwickel anzuwenden waren. — Nach Verlauf von einem Vierteljahr schrieb uns dann Herr H., daß keine weiteren Gallen- und Leberstörungen mehr aufgetreten seien, ein Beweis, daß Mittel und Diät heilende Wirkung zur Folge hatten. Nun ist aber gleichzeitig noch ein anderes Uebel behoben worden, wie dies so oft der Fall ist, weil die Naturmittel des öftern günstige, statt wie die chemischen Mittel vielfach ungünstige Nebenwirkungen auszulösen vermögen, denn ihre Heilmöglichkeit ist meist nicht nur auf ein Organ beschränkt.